

es, das jetzt schon griffig in der Hand des Wasserbauingenieurs liegt. Und ist es nicht fast eine Ironie in der Geschichte der Fischerei? Die großen Maschinen, der rote Bagger und die Lkw mit den großen Steinen sind es, die uns Freude bringen können.

Gerade wir Fischer, die wir der Natur so verbunden sind, sollten auch zu den modernen Möglichkeiten mehr Vertrauen haben. Selbstverständlich steht es uns zu, beim geringsten Mißton eine entsprechende Grimasse zu schneiden. Aber mehr sollten wir nicht tun — denn die Natur hilft sich oft selbst!

In meinen kleinen Forellenteichen, es sind fünf Stück, jeder rund 50 m² groß, fließen 5 sek/l reines Hochgebirgswasser durch. Manchmal auch weniger! Auch im August/September sind sie sehr kalt. Im Winter tragen sie bis zu 40 cm starke, geschlossene, meterhoch verschneite Eisdecken. Die Regenbogenforellen laichen um den 15. April, die Bachforellen Ende Oktober. Sie gedeihen gemischt ausgezeichnet. Die freßfreudigen Regenbogenforellen bringen auch den Bachforellen diese Freudigkeit bei. Allein lassen sich die letzteren nicht so gut füttern. Die Bachforellen wachsen etwas langsamer, haben aber um eine Spur geschmackvolleres Fleisch. Krankheiten gibt es

keine. Gefüttert wird außer einem sehr guten künstlichen Futtermittel auch sonst alles, was vom Tische übrigbleibt und den Forellen zuträglich ist. So werden Speisereste gut verwertet. Ich kaufe Brütlinge bei unseren großen Fischzüchtern. Ein Drittel geht leider oft ein, manchmal auch mehr. Dem Hecht paßt das Wasser oben in Gosau, auch die Aalrutte gedeiht sehr gut in dieser Gegend. Äschen hingegen gingen sofort ein. Auch Krebse befinden sich in den Teichen.

An Pflanzen wächst an den Teichrändern büschelweise die Brunnenkresse. Die Elodea wuchert geradezu, ich muß sie oft ausreißen. Die großen Forellen aber verstecken sich gerne in der Elodea und kommen nicht zum Füttern hervor. Das Heu und Grummet wächst üppiger als vorher an den Rändern der Teiche. Die Anzahl der Schöber ist nicht weniger geworden. Der größte Räuber ist das Hermelin und sehr viele Libellen kreisen oft über den Teichen. Der Gelbradkäfer ist leider auch hier in einzelnen Exemplaren vorhanden.

Neben meinem Hause bringen mir die Teiche alljährlich 50 bis 100 kg Bach- und Regenbogenforellen.

Die alte kleine Liegenschaft ist durch die Teichanlage wertvoller geworden.

Mineralölnfälle gefährden das Grundwasser schwerstens

Man kann es nicht oft genug und nicht nachdrücklich genug sagen, wie gefährlich Mineralöl im Grundwasser ist. Sicher geschieht viel, um Unfälle, die das Auslaufen von Mineralöl zur Folge haben, möglichst zu vermeiden — Mineralöltransportverbote in Quellschutzgebieten, verschärfte Sicherheitsbestimmungen für die Transporte selbst etc. —, aber was hilft das alles, wenn eine geradezu verbrecherische Sorglosigkeit und Schlamperei dazu führt, daß immer wieder große Mengen Mineralöl frei auslaufen und ins Grundwasser versickern. Ungeheure Geldbeträge müssen aufgewendet werden, um solche Fehler wenigstens halbwegs wieder gutzumachen — Geldbeträge, die die

Allgemeinheit aufbringen muß, um den Leichtsinns einiger weniger bezahlen zu können. Die Schuldtragenden sind — soferne man sie überhaupt ausfindig machen kann — meist nicht in der Lage, auch nur einen Bruchteil der Bodenaufbereitungskosten zu tragen. Welche Folgen unkontrollierte Ölversickerungen haben, kann man aus dem im folgenden abgedruckten Auszug aus der „Zürcher Weltwoche“ entnehmen.

„Die Weltwoche“ vom 17. November 1967, Nr. 1775, berichtet:

„Schweröl floß in den Zürichsee“, so meldete am vergangenen Wochenende die Nachrichtenagentur UPI. Was war passiert?

In Thalwil wurden Seepolizei und kantonale Feuerwehr aufgeboten, um Öl, das aus dem Tank einer Färberei ausgeflossen war, von der Seeoberfläche wegzusaugen. In Rafz — Kanton Zürich — kam man ebenfalls nur mit Hilfe von Feuerwehr und Seepolizei an einer Ölkatastrophe vorbei, nachdem ein Arbeiter vergessen hatte, beim Umfüllen von Heizöl aus einem 60.000-Liter-Tank in einen 25.000-Liter-Tank den Hahn zu schließen. Als die alarmierte Polizei anrückte, schwamm bereits Heizöl bis zu einer Dicke von 15 Zentimetern auf dem Wasser der Kläranlage. Solche Meldungen gehören mittlerweile zum Tagesgeschehen. Kleinere und größere Ölkatastrophen ereignen sich mit beängstigender Regelmäßigkeit in unserem Land. Die berühmtesten Beispiele lieferten bislang die Ölleitung am Bodensee und die Raffinerie im neuenburgischen Cressier. Das Ausmaß der Katastrophen in der östlichen und in der westlichen Schweiz wurde nun noch von dem verheerenden Unglück in Châteauneuf-Conthey unrühmlich übertroffen.

Sie arbeiten noch immer, morgens, mittags und abends — Tag und Nacht. Sie arbeiten ohne Unterbrechung und mit Hilfe von gigantischen Maschinen. Sie schaufeln und baggern, bohren und saugen. Sie arbeiten daran, 1,3 Millionen Liter Öl aus einem Boden herauszuholen, der niemals Öl enthalten hatte. Plötzlich und unerwartet, wie es in Todesanzeigen heißt, wurde nämlich im Wallis Öl gefunden. Zwischen Châteauneuf und Conthey — fünf Kilometer von der Kantonshauptstadt Sitten entfernt — ist der Boden seit dem 3. November fündig.

Indessen gibt die überraschende Entdeckung im Walliser Boden zu keiner Freude Anlaß. Eher ist Trauer angeraten. Bei dem Fund nämlich, nach dem man seit Tagen baggert und bohrt, handelt es sich um Heizöl, das nicht in die Erde des Wallis, sondern in die nahen Tanks der Glarner Firma „Steinkohlen AG“ gehört. Dieses Unternehmen hat unweit von Sitten ein riesiges Depot ihres gefährlichen Materials errichtet, das nun Hunderttausende von Litern weniger enthält.

Arbeiter, die am 3. November in einem Frühzug der SBB zur Schicht fuhren und an nichts Böses dachten, bemerkten, daß aus einem Tank der Glarner Ölmagnaten ein dicker Strahl Heizöl eher spritzte als rann; sie schlugen Alarm. Was nun folgte, stank nicht nur nach Öl, sondern auch nach Skandal.

Die Glarner nämlich hielten nichts von interkantonaler Zusammenarbeit und versuchten, den angerichteten Schaden klammheimlich und abseits aller Walliser Öffentlichkeit selbst wieder in Ordnung zu bringen.

Amateurhafte Selbsthilfe

Diese Absicht schlug jedoch gründlich fehl, weil es der „Steinkohlen AG“ sowohl an Spezialisten als auch an Maschinen fehlte. Erst als man gewahr wurde, daß das Ausmaß des Unfalls sich jenem einer Katastrophe bedrohlich näherte, gaben die Glarner es auf, mit amateurhafter Selbsthilfe nach Lösungen und Sauberkeit zu fahnden. Sie alarmierten die Walliser Polizei.

Damit begann die Fortsetzung des Skandals in zweifacher Ausfertigung. Die Polizei nämlich hielt es nicht für nötig, die Öffentlichkeit zu informieren. Die betroffene Bevölkerung blieb ebenso ahnungslos wie die Presse. Erst als der Lärm von Maschinen und Befehlen die Anlieger aus ihrem sams-tägigen Schlaf schreckte und besorgte Bürger die Polizei anriefen, löste sich das Rätsel und die Geheimnistuerei hatte ein Ende. Via Telefon erfuhren die Bürger von der Gendarmerie, welch Drama sich vor ihrer eigenen Haustüre abspielte.

Die Behörden — und das dürfte der dritte Skandal sein — eruierten überdies stundenlang auf dem Schauplatz das stinkende Geschehen, ohne die Auswirkungen und Konsequenzen der Katastrophe auch nur zu erahnen. Als dann endlich die Ahnung in Gewißheit übergang, waren seit Beginn des Öl-Übels rund 15 Stunden und seit Entdeckung des Unheils mindestens sechs Stunden vergangen. Am späten Mittag des 3. November beauftragte man ein Walliser

Privatunternehmen, die ersten Gegen- und Rettungsmaßnahmen zu ergreifen.

Tatsächlich begonnen wurde mit den Schutzarbeiten um 18 Uhr. Da Öl bekanntlich flüchtig ist, hatte es nicht gewartet, bis die Rettungsequipen zu schaufeln und die Pumpen zu saugen angingen. Das Heizöl war munter den Boden geflossen, um dort mit einem anderen flüssigen Element Bekanntschaft zu schießen: dem Grundwasser.

Mit etwelcher Verzögerung und bedauerlicher Verspätung machten sich zwei Mannschaften von je dreißig Arbeitern mit Unterstützung von Baggern, Sauggeräten und anderen technischen Ungetümen daran, dem Heizöl der Glarner den Weg zum Wasser der Walliser abzuschneiden, indem man versuchte, das Öl in Zisternenwagen, die die SBB hilfsbereit zur Verfügung gestellt hatten, zurückzupumpen.

ETH-Professor Jaag und Experten wie Léon Mornod, M. Julien und andere hatten das Rezept zur Hilfe geliefert: um die Verseuchung einzudämmen, müsse das betroffene Gebiet ausgepumpt werden; da das Öl nicht so rasch zum Grundwasser durchsickere, meinten die Fachleute, bestehe Hoffnung. In Châteauneuf-Conthey indessen sickert das Öl verhältnismäßig rasch, weil der Boden in dieser Region sehr porös ist. Die Erde fällt immer wieder in die ausgebohrten Riesenlöcher zurück, das Öl sickert tiefer, und die Arbeit, die Schweizer und Italiener hier verrichten, ähnelt jener des antiken Sisyphos.

Abschränkungen und Sperrbalken sollen nun bewirken, daß das Heizöl nicht auf dem zur Rhône abfallenden Gelände in den Fluß und in die dort vorhandenen Grundwasserreservoirs von verschiedenen Walliser Gemeinden sickert. Diese Abschränkungen sollen überdies ein- und zubetoniert werden, um ihre Sicherheit zu erhöhen.

Verseucht für hundert Jahre?

Ein Liter Öl verschmutzt 100.000 Liter Wasser und verleiht sogar einer Million dieser täglich so notwendigen Flüssigkeit

einen unangenehmen Beigeschmack. Für jede Großstadt hätte die Walliser Katastrophe ein Verhängnis bedeutet, im Wallis ist es, wenn dieser euphemistische Ausdruck in solchem Zusammenhang überhaupt erlaubt ist, noch einigermaßen glimpflich abgegangen.

So scheint es im Moment zumindest. Jetzt steht allerdings schon fest, daß 10 Hektar des Katastrophengebietes für immer und ewig unbenutzbar geworden sind. Das ist das Minimum des tatsächlichen Schadens. Das Maximum des möglichen Übels offeriert noch dunklere Perspektiven — nach der Ansicht des renommierten Hydrogeologen Léon Mornod könnte der Grundwasserspiegel im Wallis für 100 Jahre verseucht sein, was man allerdings erst in einigen Wochen genau wissen wird. Bis dahin unternimmt man Bohrungen und Sondierungen, die dank „Swissboring“ bis in 15 Meter Tiefe hinabgetrieben werden.

Die Glarner Unglücksfirma hat derweil den Walliser Staat telegrafisch aufgefordert, alles Menschenmögliche zu unternehmen, um den Schaden auf das vorgängig bezeichnete Minimum zu reduzieren. Hinzugefügt wurde, daß die „Steinkohlen AG“ und deren Versicherung alles bezahle. Der Aufwand der Rettungsarbeiten ist denn auch in der Tat gewaltig und wird Millionen kosten, viel weniger hätte all jenes gekostet, das eine Katastrophe in Châteauneuf-Conthey unmöglich gemacht hätte: ein Öllager mit Grundwasserabschränkung und funktionierendem Warnsystem. Die Warnanlage der Glarner indessen funktionierte an diesem schwarzen Freitag nicht und die Kosten für die Abschränkung gegen auslaufendes Öl hatte man sich gespart, was das Gesetz zu allem Überfluß auch noch erlaubt.

Hier liegt unzweifelhaft die primäre Ursache der Katastrophe, die sekundäre mag dereinst in menschlichem Versagen oder technischer Unzulänglichkeit von Einzelteilen gefunden werden. M. Julien vom „Service cantonal de la protection des eaux“ meinte denn auch: „Diese Katastrophe muß für die Situation in der ganzen Schweiz eine Lehre sein“

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Österreichs Fischerei](#)

Jahr/Year: 1968

Band/Volume: [21](#)

Autor(en)/Author(s): Anonymous

Artikel/Article: [Mineralölnfälle gefährden das Grundwasser schwerstens 138-140](#)